MOSHE ZIMMERMANN

NIEMALS FRIEDEN?

ISRAEL AM SCHEIDEWEG

PROPYLÄEN

Moshe Zimmermann

Niemals Frieden?

Propyläen wurde 1919 durch die Verlegerfamilie Ullstein als Verlag für hochwertige Editionen gegründet. Der Verlagsname geht zurück auf den monumentalen Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis aus dem 5. Jh. v. Chr. Heute steht der Propyläen Verlag für anspruchsvolle und fundierte Bücher aus Geschichte, Zeitgeschichte, Politik und Kultur.

MOSHE ZIMMERMANN

NIEMALS FRIEDEN?

Israel am Scheideweg

PROPYLÄEN

Denk ich an meine Enkel in der Nacht …

INHALT

	Vorwort: Pessimistisch, aber konstruktiv	9
1.	Das Versagen des Zionismus: der 7. Oktober 2023	21
2.	Die Zweistaatenlösung und ihre Gegner	29
3.	Macht und Ohnmacht: Krieg ohne Ende	41
4.	Israel als deutsche Staatsräson – wohin mit dem Antisemitismus?	50
5.	Europäische Wurzeln, postkoloniale Rückschau	66
6.	Israel – Staat ohne Grenzen	76
7.	Von der Säkularisierung zum Fundamentalismus	88
8.	Jüdischer Staat oder Staat aller Bürger	101
9.	Kulturvielfalt versus Kulturkampf	113
10.	Siedler als Geiselnehmer	122
11.	Die Kakistokratie	138
12.	Braucht die Wirtschaft zwei Staaten?	148
13.	Israel und die Großmächte	158
14.	Zweistaatenlösung, etwas anders	170

VORWORT: PESSIMISTISCH, ABER KONSTRUKTIV

Der Garten hat geblüht, die Sonne hat geleuchtet.
Und der Schächter hat geschächtet.

Diese Zeilen aus dem Gedicht des israelischen Nationaldichters Chaim Nachman Bialik »In der Stadt des Schlachtens« (1903) kennt jeder Schüler in Israel, wie auch die Fortsetzung des Gedichts:

Und weiter noch, viel furchtbare Geschichten,
Die löchern deinen Kopf, verbrennen dir den Sinn
Und töten dir auf ewig deine Seele.
Und du erstickst im Hals dein wildes Brüllen.

Diese Verse senden dem israelischen Schüler wie jedem anderen Leser eine klare Botschaft: So sieht das Schicksal der Diaspora-Juden aus, wenn sie sich nicht nach

Palästina retten. Seit dem 7. Oktober 2023 kommen diese Verse jedem Israeli in den Sinn, jetzt allerdings mit Bezug auf das, was sich in seiner unmittelbaren Nähe, nur etwa eine Stunde entfernt von Tel Aviv oder Jerusalem, ereignete.

Was an diesem 7. Oktober entlang der Grenze zwischen dem Gazastreifen und dem benachbarten Gebiet auf israelischem Territorium geschah, ähnelte einem Vulkanausbruch: Der angeblich schlafende Vulkan Gaza explodierte, was zu einem regionalen Erdbeben führte. Zwar war es seit 2006, seit die islamistische Terrororganisation Hamas die Macht im palästinensischen Gazastreifen übernommen und den Raketenbeschuss auf Israel systematisch vorangetrieben hatte, immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Israel und der Hamas gekommen. Etwa alle zwei Jahre kam es zu Militäroperationen, die einige Wochen andauerten, worauf wieder eine relative Ruhephase folgte. Doch der Überfall vom 7. Oktober 2023 war nicht lediglich eine weitere gegen Israel gerichtete Provokation, auch nicht nur ein präzedenzlos brutaler und grausamer Angriff auf israelischem Territorium – das Massaker entfesselte einen Krieg, an dem die gesamte Region direkt oder indirekt beteiligt ist. Sogar die Großmächte, allen voran die Vereinigten Staaten, konnten nicht untätig bleiben. Iran zieht die Drähte, die bis nach Libanon oder Jemen reichen, Amerika muss also im Mittelmeer wie im Roten

Meer Präsenz zeigen. Nicht ohne Grund wurde im Zusammenhang mit der Katastrophe des 7. Oktober 2023 die Erinnerung an die Terroranschläge vom 11. 9. 2001 in den USA oder sogar an Pearl Harbor 1941 wachgerüttelt. Diese Vergleiche und Assoziationen zeigen, wie tief der Schock nicht nur in Israel sitzt und wie stark dieses Erdbeben auf der weltpolitischen Richterskala wirkt.

Schaut man auf die wütende Reaktion Israels, so stellt sich sofort die Frage nach der Alternative: Musste es wirklich so weit kommen? Gab es keinen Weg, den Konflikt anders und weniger gewaltsam auszutragen? Hätte es vielleicht sogar eine Chance gegeben, ihn zu beenden? Um diese entscheidende Frage zu beantworten, reicht es nicht aus, über kurzfristige Alternativen zu sprechen, auch nicht über das, was sich unmittelbar vor dem Angriff ereignete. Ein historischer Rückblick weit in die Vergangenheit, eine Art Zoom-out, ist vielmehr erforderlich. Das Erdbeben darf nicht isoliert betrachtet werden. Man muss den Weg in die Katastrophe beschreiben und die Vorgeschichte verstehen, um einen möglichen Ausweg aus dem Dilemma skizzieren zu können.

Dabei werde ich nicht auf eine »Von Plato zur Nato«-Erzählweise zurückgreifen. Vielmehr werde ich mich auf die 75-jährige Geschichte des Staates Israel konzentrieren, und zwar mit dem Schwerpunkt auf der Zeit seit dem Sechstagekrieg 1967. Je näher die Wendepunkte an unsere Gegenwart heranreichen – Oslo-Abkommen

1993, Al-Aksa-Intifada 2000, die Verwandlung des Gazastreifens in ein »Hamastan« 2006/07, das Ende der Friedensverhandlungen zwischen Israel und den Palästinensern 2014 –, desto relevanter werden sie für die gegenwärtige Entwicklung.

Und doch sollen die Wurzeln des Konflikts, die in der Zeit seit der Entstehung der zionistischen Bewegung, aber noch vor der Gründung des Staates Israel 1948 liegen, nicht außer Acht gelassen werden. Auch sie gehören in den großen »Frame« – also zu dem, was in der Filmsprache Supertotale oder Weitwinkel-Ansicht genannt wird. Leider gibt es zu viele Erklärungsversuche, die durch ideologische Scheuklappen eingeengt sind und nur einen Schmalfilm erkennen lassen oder auch ein verzerrtes Bild des Konflikts anbieten. Und nicht zu vergessen: Die Arbeit des Historikers unterscheidet sich grundlegend von dem, was der Fernsehberichterstatter für die Krönung seiner Arbeit hält – es ist die Struktur, nicht »der letzte Stand der Dinge« oder die Sensation, die für den Historiker zählt. Vieles kann sich ab dem Zeitpunkt, an dem das Buch in Druck geht, bis zu seinem Erscheinen noch ändern. Der Kontext und nicht die Nachricht, »die uns soeben erreicht hat«, steht im Vordergrund.

Der UN-Generalsekretär António Guterres erntete harsche Kritik für seine Äußerung, der Terroranschlag der Hamas habe »nicht im luftleeren Raum« stattgefunden. Zu Unrecht, denn kein Ereignis steht im luftleeren,

kontextlosen Raum, egal ob es sich um einen gelungenen Torschuss im Fußball oder um den Schuss handelt, den Gavrilo Princip auf den habsburgischen Thronfolger in Sarajevo am 28. Juni 1914 abgefeuert hat. Geschichte ereignet sich im Kontext und ist darüber hinaus nicht monokausal zu verstehen. So auch in unserem Fall. Die folgende Abhandlung bemüht sich darum, Zusammenhänge zu beschreiben, Komplexitäten zu schildern und schließlich auch alternative Prognosen zu wagen.

Dabei sollte Kontextualisieren aber nicht mit Relativieren verwechselt werden, denn wenn die Kontextualisierung die Relativierung zum Ziel hat, ist das mit Recht zu kritisieren. Im Fall des Terrorangriffs vom 7. Oktober 2023 käme die Relativierung einer Umkehr der Täter-Opfer-Beziehung gleich, ist also moralisch verwerflich. Vorsicht ist auch dann geboten, wenn man damit rechnen muss, dass Rezipienten die Kontextualisierung als Aufforderung zur Relativierung auslegen. Der Historiker kontextualisiert auch, indem er zum Vergleich greift. Der Vergleich ist eine unumgängliche Methode, ein Instrument im Dienst des historischen Verstehens. Ist aber die Absicht oder das beabsichtigte Ergebnis eines Vergleichs die moralische Relativierung, hat der Historiker seine Rolle als Interpret, als Analytiker bereits aufgegeben. Wie heikel der historische Vergleich werden kann, zeigte der deutsche Historikerstreit 1985 um die These von Ernst Nolte und der Historikerstreit 2.0 im Jahr 2020 um

die Thesen von Achille Mbembe. Die Vergleichbarkeit des Holocausts ist beim Thema Vergleich der Ernstfall.

Ich bin Historiker, ein israelischer Historiker, der aus seiner Perspektive um eine historische Rückschau wie auch um Prognosen bemüht ist. Ich versuche, handwerklich sauber zu arbeiten und so unvoreingenommen zu schreiben wie möglich. Meine Hoffnung ist, dass dieses Buch noch lange Bestand haben wird, auch nachdem der jetzige Gaza-Krieg zu Ende gegangen ist. Vieles ist darin eingeflossen, was ich bereits während der vergangenen drei Jahrzehnte geschrieben habe. Die Grundstruktur des Konflikts hat sich seit damals nicht verändert, meine Überzeugung ist immer noch dieselbe. Doch bin ich pessimistischer, was die Zukunft anbelangt. Denn das, was sich seit dreißig Jahren ereignete, und erst recht das, was seit dem 7. Oktober 2023 geschah, trug dazu bei, dass die Fronten auf beiden Seiten sich weiter verhärteten und der gegenseitige Hass sich weiter hochschaukeln konnte. Meine Bilanz fällt sehr kritisch aus, doch versuche ich, meinem Pessimismus zum Trotz konstruktiv zu denken.

Als Historiker befasse ich mich in der Regel mit der deutschen und der deutsch-jüdischen Geschichte, auch mit den deutsch-israelischen Beziehungen. Entsprechend wurde auch dieses Buch konzipiert: Die Analyse bezieht sich auf die von mir gewählte Perspektive. Deshalb werden Vergleiche zwischen der deutschen und der israelischen Geschichte vorgenommen, und es wird auch

die Frage der Einstellung der Bundesrepublik und der Bürger dieser Republik zum Thema Israel und zum Konflikt im Nahen Osten behandelt.

Geschrieben habe ich das Buch nicht, um das zionistische Unternehmen zu diskreditieren oder zu delegitimieren, sondern um auf mögliche Auswege aus der Sackgasse bzw. aus dem Teufelskreis der Gewalt und Gegengewalt aufmerksam zu machen. Ich finde noch immer den Spruch des früheren israelischen Außenministers Abba Eban zutreffend: »Die Palästinenser haben nie eine Chance verpasst, eine Chance zu verpassen«, nie ließen ihre offiziellen Vertreter eine Zukunftsvision erkennen, die auch Israelis ansprechen könnte. Die Hoffnung auf das Verschwinden Israels kann ja wohl kaum Kooperationsbereitschaft auf israelischer Seite hervorrufen. Ich erinnere mich oft an einen Witz aus früheren Zeiten: Zwei deutsche Juden schlichen sich in eine Hitler-Wahlveranstaltung, um zu verstehen, was dieser Partei so viel Erfolg bringt. Als die Rede zu Ende war, sprangen die beiden auf und riefen: »Raus mit uns!« Raus mit uns – das kann, bei aller Bereitschaft zur Selbstkritik, nicht meine Devise sein. Die eigene Nase abzuschneiden, um das Gesicht zu ärgern (so ein englischer Spruch) – das ist nicht mein »Ding«. Und auch nicht, bei verkappten Antisemiten Genugtuung zu verbreiten.

Tel Aviv, 15. Januar 2024

PALÄSTINA ODER ERETZ ISRAEL: VORBEMERKUNG ZU EINIGEN BEGRIFFEN

Ich habe dieses Buch auf Deutsch geschrieben. Da der Zionismus im deutschsprachigen Raum entstand, hat diese Sprache bereits in der Vergangenheit gelernt, sich mit dem Zionismus und seiner Problematik zu befassen. Da aber die Hauptsprache des Zionismus Hebräisch ist, entstehen doch kritische Übersetzungsprobleme, auch Missverständnisse. Das Land, in das man ausgewandert war, heißt auf Deutsch Palästina. Das war auch das Wort, das in zionistischen Schriften auf Deutsch verwendet wurde. Auf Hebräisch besteht man aber auf der Bezeichnung *Eretz Israel* (Land Israel), weil man kein Fremdwort benutzen will. (Auf den biblischen Namen Land Kanaan wird nicht zurückgegriffen, da die Kanaaniter die Völker sind, die von den Israeliten bezwungen wurden.) In einer historischen Retrospektive eines Israeli kommt oft die Frage auf, ob in einem bestimmten Kontext die hebräische oder die deutsche Bezeichnung des Landes zu verwenden wäre. Auch muss auf die Verwirrung geachtet werden, die entstehen könnte, wenn man *Eretz Israel* (das Land) mit Israel (dem Staat) verwechselt. Es geht hier auch um einen zeitbedingten Kontext: In meiner Geburtsurkunde aus dem Jahr 1943 steht unter »Nationalität« »palästinensisch«, denn das Dokument ist auf

Englisch verfasst, und die Engländer nannten das Land Palästina. Ich bin also, formal betrachtet, Palästinenser. Heute aber nennt man nur die in Palästina geborenen Araber (und ihre Nachkommen) Palästinenser.

Die Mandatsmacht hat die Formulierung »Palästina/ *Eretz Israel*« verwendet, um neutral zu bleiben, und den hebräischen Begriff neben dem unter Europäern geläufigen Wort benutzt. Im weiteren Verlauf wird immer, wenn die israelische Rechte dieses Wort benutzt, darauf hingewiesen, dass es bei ihr um Ganz-Israel oder Groß-Israel geht. *Eretz Israel* soll hier neutraler geografischer Begriff bleiben.

Ein weiteres Problem: Das Wort für Einwanderung nach Palästina/Eretz Israel heißt auf Hebräisch *Alija*, Aufstieg. Je nach Kontext muss entschieden werden, ob dieser Begriff zu verwenden ist oder ein anderer. Und auch die hebräische Übersetzung des Begriffs Siedlung schafft Probleme. Auf Hebräisch wurde von Zionisten seit Ende des 19. Jahrhunderts der Begriff *Hitjaschvut* (Niederlassung) benutzt; er galt als wertneutral. Doch besonders in der heutigen Ära des postkolonialen Diskurses wird der Begriff problematisch: Eine ländliche Niederlassung nannten die Zionisten stolz auf Hebräisch *Moschava*, auf Deutsch aber Kolonie. Als das Wort *Moschava* in das Wörterbuch des Zionismus eingeführt wurde, klang es eher sachlich und neutral. Das ist heute nicht mehr der Fall. Dieses Wort wird für Vertreter des

postkolonialen Diskurses automatisch zu einer idealen Vorlage für einen »Konter«.

Aber damit nicht genug. Wie bekannt errichteten israelische Juden nach dem 1967er-Krieg in den besetzten Gebieten Siedlungen. Die hebräische Bezeichnung für diese Niederlassungen ist *Hitnachlut*, nicht *Hitjaschvut*, und die dort lebenden Menschen werden entsprechend nicht *Mitjaschvim* sondern *Mitnachlim* genannt, für das hebräische Ohr ein Riesenunterschied. Da aber das deutsche Wort Siedler bzw. Siedlung für beide so unterschiedliche Phänomene benutzt wird, entsteht oft, absichtlich oder nicht, Unklarheit: Befindet sich die gemeinte Ortschaft im Kernland Israel oder im besetzten Gebiet? Ein akutes Beispiel: Die Hamas-Terroristen griffen am 7. Oktober keine *Hitnachlut* in den seit 1967 besetzten Gebieten an, sondern mehrere *Kibbuzim*, die sich auf dem international anerkannten israelischen Territorium befanden. Wenn für die überfallenen Ortschaften das Wort Siedlung benutzt wird, ist dieser feine Unterschied nicht mehr vermittelt, die Situation wird leicht missverstanden und missinterpretiert.